

Im Gespräch: Joachim Röhms

Warum wurden Sie Kommunist, Herr Röhms?

Es dämmt, die kleine Wohnung des Übersetzers Joachim Röhms im Zentrum von Tirana liegt im Halbdunkel. Neben der Couch liegen mehrere Bücher von Pessoa, sichtlich zerlesen. Aus der Arztpraxis nebenan riecht es nach Desinfektionsmitteln.

Von Michael Martens

Seit mehr als zwei Jahrzehnten übersetzen Sie die Romane von Ismail Kadare ins Deutsche. Wann sind Sie ihm das erste Mal begegnet?

Mitte der achtziger Jahre im „Hotel Tirana“. Kadare war anfangs sehr zurückhaltend, da er wohl vermutete, unser Gespräch werde überwacht, was durchaus wahrscheinlich war. Es ging natürlich um ein Übersetzungsprojekt. Damals war Kadare mit einer Handvoll Texte ins Deutsche übersetzt, und den Roman „Der General der toten Armee“ gab es sogar zweimal, in einer Übertragung aus dem Französischen und einer weiteren aus dem Albanischen, die in der DDR erschienen war. Inzwischen liegen mehr als dreißig Werke von Kadare in deutscher Sprache vor, und gut zwei Dutzend davon habe ich übersetzt.

Interessiert Kadare sich für die Übersetzung?

Natürlich ist ihm wichtig, dass seine Bücher gut übersetzt werden. Aber er mischt sich nicht in meine Arbeit ein, was ich ihm hoch anrechne. Das Schreiben eines Werks und das Übersetzen sind Bereiche mit unterschiedlichen Hoheitsrechten. Manche Übersetzer tauschen sich gern aus, während ich eher ein Eigenbrötler bin, der vor allem auf Intuition baut und sich ausgesprochen ungern in die Arbeit hineinreden lässt. Auch die Techniken sind unterschiedlich. Ich fertige zunächst eine Rohübersetzung an, die ohne Rücksicht auf Lesbarkeit möglichst nahe am Original bleibt. Das ist eine recht eintönige Phase, aber sie ist wichtig, denn dabei schaffe ich den Rohstoff, der dann zu einem Sprachkunstwerk geformt werden muss, das dem Original standhält.

Kann man Albanien besser verstehen, wenn man die Romane von Kadare liest?

Ja und nein. Natürlich kann man aus Kadares Büchern einiges über Albanien erfahren, etwa über die anhaltende Wirkung des uralten Gewohnheitsrechts oder das Innenleben der Hodscha-Diktatur. Aber diese Werke zielen weit über den albanischen Rahmen hinaus. Viele von Kadares Romanen, vor allem die „osmanischen“, haben einen historischen Anstrich, ohne historische Romane zu sein. Das Osmanische Reich ist für Kadare der Prototyp eines totalitären Systems, an dem sich alle Grundmuster aufzeigen lassen, wobei er durch listige Verfremdungseffekte die Aktualität des Stoffes kenntlich macht. Natürlich gab es im Reich des Sultans keinen Palast der Träume und keine Kra-Kra-Zone, in der sich die Menschen nur krächzend verständigen durften. Aber bei albanischen Lesern lösten die „osmanischen“ Bücher immer einen hohen Wiedererkennungseffekt aus. Doch der zeitgeschichtliche Aspekt ist bei Kadare sekundär, ihm geht es um das Übergeschichtliche, Archetypische. Vor allem interessiert ihn die Wechselwirkung von Legende und Wirklichkeit, die Schnittstelle zwischen Mythos und Leben.

Abgesehen von Kadare, habe es die albanische Literatur schwer, sich international zu behaupten, haben Sie einmal gesagt.

Ja, auch wenn man es in Albanien nicht gerne hört. Als dort der Kommunismus errichtet wurde, war das Land nicht nur wirtschaftlich und gesellschaftlich rückständig, sondern auch die Entwicklung der Kultur in einem rudimentären Stadium. Dann hat Enver Hodschas verriegeltes Regime das Land ein halbes Jahrhundert vom geistigen und kulturellen Leben der Welt abgeschnitten – ungleich rigoros, als dies in anderen Ländern Osteuropas der Fall war. Die Propaganda hämmerte der Bevölkerung ein, Albanien sei das letzte Bollwerk der Weltrevolution. Lieber werde man Gras fressen, als klein beizugeben. Aber fast noch schlimmer als die körperliche war die intellektuelle Unterernährung. Dazu kam die für alle sozialistischen Länder typische Schizophrenie der Menschen, die ständig mit zwei in schroffem Widerspruch stehenden Wirklichkeiten umgehen mussten, der verkündeten und der erlebten. Nach der Wende übernahm dann ein unregelmäßiger Beutekapitalismus das Ruder, in dem die kulturellen Bedürfnisse der Bevölkerung keine Rolle spielen. Unter solchen Umständen bedarf es einer gewissen Zeit, um den Rückstand aufzuholen. Ich fürchte aber, dass in keinem Land Osteuropas weniger Anstrengungen unternommen wur-

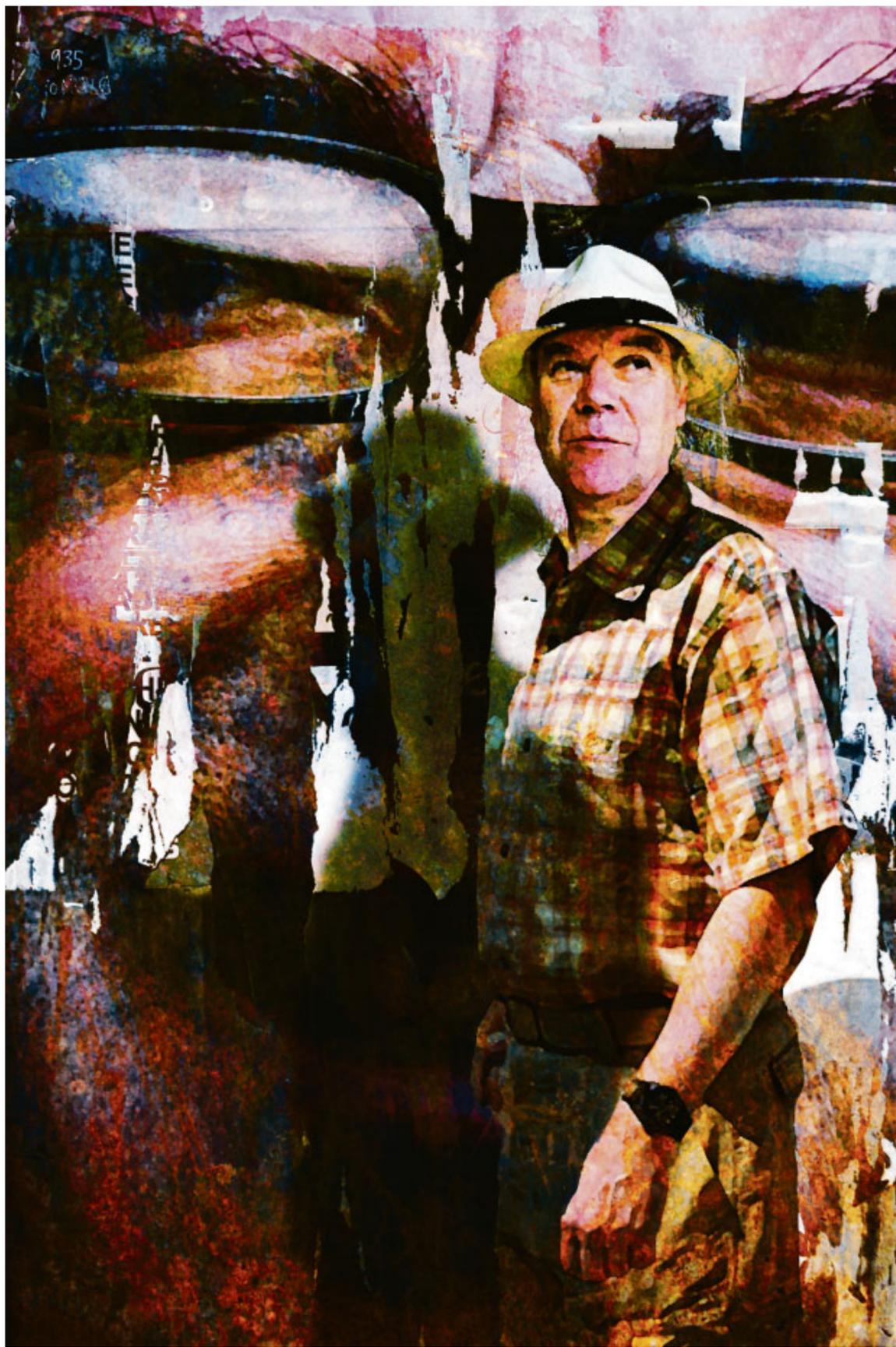


Illustration Burkhard Neie/Six

den, die kommunistische Vergangenheit aufzuarbeiten, als in Albanien. Das Schwarzweißdenken setzt sich mit anderen Inhalten fort. Dazu kommt eine unglückliche Mischung aus Selbsthass und Besserwisserei.

Nach einer Liebeserklärung an Albanien hört sich das nicht an.

Man muss ein Land nicht lieben, um mit ihm verbunden zu sein. Natürlich ist mir Albanien nicht gleichgültig, schließlich habe ich mich mein halbes Leben lang mit diesem Land und seinen Menschen beschäftigt. Aber Liebe? Ich weiß nicht, ob der Begriff in diesen Zusammenhang passt. Man kann Menschen lieben, Tiere, Bücher, Bilder, Musik, meinetwegen Landschaften. Aber nicht Staaten, gesellschaftliche Formationen oder geschichtliche Entwicklungen. Gerade der Balkan ist ein Beispiel dafür, wie viel Schindluder mit derlei Emotionen getrieben werden kann.

Wie sind Sie vor mehr als dreißig Jahren darauf gekommen, nach Albanien zu gehen?

Es hat sich so ergeben. Ich war Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands/Marxisten-Leninisten, und die war proalbanisch.

Wie kamen Sie zu dieser Partei?

Aus der Studentenbewegung. Ich war immer schon etwas randständig oder, wie Ringelnatz sagt, ein wenig schief ins Leben gebaut,

und wie viele meiner Altersgenossen litt ich unter der Erstarrung der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, den nur oberflächlich überführten Erblasten der Nazizeit, dem latenten Antisemitismus. Ich begann im Wintersemester 1966/67 in Tübingen Germanistik und Politikwissenschaft zu studieren und wuchs so in die Studentenbewegung hinein, der ich bis zum Ende angehörte. Das war Anfang der Siebziger, und wie andere, die sich schon vorher an dem Unverbindlichen, dem Geschwätzigen der Studentenbewegung gestört hatten, wollte ich mich nicht einfach damit abfinden. Wir waren gewissermaßen eine Hardcore-Minderheit, die ihre Hoffnung in die Arbeiterbewegung setzte. Die proletarische Revolution versprach Gewissheit, glaubte ich wenigstens. In Tübingen entwickelten sich aus der Studentenbewegung damals zwei solche Gruppierungen. Die einen landeten auf Umwegen bei der proalbanischen KPD/ML, die anderen im chinesischen Kommunistischen Arbeiterbund Deutschlands. Ich ging damals dorthin, wo meine Freunde hingingen. Es hätte auch anders kommen können.

Und wie kamen Sie nun nach Albanien?

Es kam 1977 jemand von der Parteiführung und fragte, ob wir bereit seien, nach Albanien zu gehen, um den Aufbau des Kommunismus propagandistisch zu unterstützen. Radio Tirana hat damals in mehr als zwanzig Sprachen gesendet, der Verlag für fremdsprachliche Lite-

ratur propagandistisches Schrifttum in fast ebenso vielen Sprachen publiziert, vorwiegend Enver Hodschas Werke. Offenbar hatte ich mich in meinem Wirken für die Partei genug hervorgetan, um für diese ehrenvolle Aufgabe in Frage zu kommen. Meine Frau war schneller als ich dafür, diesen Schritt zu tun, weil sie der erwähnten Monotonie unseres Alltags entfliehen wollte. Albanien schien uns damals das Land zu sein, in dem der richtige Sozialismus praktiziert wurde. Wir gingen mit einer positiven Einstellung dorthin.

Hat sich das dann geändert?

Ja, aber nicht sofort. Man muss sehen, dass es dort wie in allen Diktaturen so etwas wie einen normalen Alltag gab. Das Verbrecherische dieser Gesellschaftsordnung sprang einen nicht aus allen Ecken an – schon gar nicht, wenn man eine rosarote Brille trug wie wir. Dass es politische Gefangene gab, war uns dabei durchaus klar. Allerdings nicht, wie viele es waren, für was man ins Gefängnis kommen konnte und wie die Inhaftierten behandelt wurden. Aber im Prinzip waren wir damit einverstanden, schließlich musste das Proletariat seinen Staat verteidigen.

Und zur Not auch töten?

Ja. Aber es ist nicht so, dass wir, also die deutschen Marxisten-Leninisten ganz allgemein, die Gewalt verherrlicht hätten. Den sogenannten individuellen Terror etwa der RAF lehnten wir ab. Wir wollten die Arbeitermassen für die Revolution gewinnen, bei der es dann allerdings, davon gingen wir aus, irgendwann einmal heftig zugehen würde. Und dass das siegreiche Proletariat seine Macht würde verteidigen müssen, das wussten wir von den Klassikern des Marxismus-Leninismus, zu denen für uns auch Stalin zählte. Wir waren ja erklärte Stalinisten, wir hielten die Diktatur des Proletariats für notwendig. Und das ist der Kern des Problems: Totalitäre Ideologien, totalitäre Systeme haben Gewalt und Verbrechen gewissermaßen im Blut, schon weil sie sich das Recht anmaßen, ihre vermeintliche Wahrheit anderen aufzuzwingen. Es ist uns glücklicherweise erspart geblieben, die Macht zu erlangen, denn wir hätten uns gewiss höchst un königlich bewährt. Wie leicht auch der freundliche Nachbar von gegenüber unter entsprechenden Bedingungen zum Verbrecher werden kann, wissen wir Deutschen aus der Zeit des Nationalsozialismus. Letztlich muss jeder im Augenblick der Versuchung entscheiden, ob er bereit ist, zum Verbrecher zu werden oder nicht. Ich kann allenfalls hoffen, dass ich mich dagegen entschieden hätte. Diese Erkenntnis hat mich dazu gebracht, nachsichtiger zu sein mit der Generation meines Vaters, ohne etwas zu entschuldigen.

Ihre Machtlosigkeit hat Sie also davor bewahrt, Verbrechen zu begehen?

Das lässt sich keinesfalls ausschließen. Schon, wie wir in der KPD/ML miteinander umsprangen, wie Leute des ideologischen Verrats bezichtigt und zur „Selbstkritik“ gezwungen wurden, wies in eine bestimmte Richtung. In Albanien haben Menschen deswegen die Freiheit oder sogar das Leben verloren. Man musste dafür kein Gegner des Regimes sein. Eine leichtsinnige Bemerkung, ein fadenscheiniger Verdacht, eine Denunziation reichten aus. In der Führungselite nahm das gegenseitige Misstrauen geradezu paranoide Formen an. Kadare hat oft auf diese selbstzerstörerische Seite diktatorischer Gewalttätigkeit hingewiesen, besonders in seinem Roman „Der Nachfolger“. Wer stürzte, riss unweigerlich Verwandte und Freunde mit, denn es herrschte konsequente Sippenhaft. Auch während unseres Aufenthalts in Albanien saßen Menschen unschuldig im Gefängnis oder wurden sogar getötet, und viele davon gehörten zur geistigen und moralischen Elite des Landes. Dafür schäme ich mich.

Kommunist sind Sie heute nicht mehr. Wie kam das?

Als wir nach mehreren Jahren aus Albanien zurückkamen, war die marxistisch-leninistische Bewegung dabei, sich aufzulösen, wie sie begonnen hatte – in theoretischen Debatten. Das, was wir in Albanien über den real existierenden Sozialismus erfahren hatten, interessierte keinen. Meine Frau und ich sind schließlich einfach nicht mehr hingegangen. Seit unserer Rückkehr habe ich nach Feierabend in der Fabrik Bücher übersetzt, und seit 1990 bin ich freiberuflicher Übersetzer.

Die Sicherheit im politischen Urteil, die Sie als Zwanzigjähriger gefunden zu haben meinten, scheinen Sie als Sechzigjähriger nicht mehr zu haben.

Einer bestimmten politischen oder weltanschaulichen Richtung kann ich mich nicht mehr zuordnen. Damals habe ich mich aus der mich quälenden Unsicherheit in eine Lehre geflüchtet, die eine verbindliche Antwort auf alle Fragen des Lebens zu haben behauptete. Heute befinde ich mich wieder dort, wo ich angefangen habe, im Reich der Ungewissheit.